

und einen Brief, die sich unseren beiden Detektiven bald als früher Luther zugehörig erweisen und ihnen bei nächtlichen Besuchen das Wichtigste aus dem Leben und Wirken des Reformators erzählen.

Das für Kinder und Jugendliche bestimmte und in deren Stil und Redeweise lebendig gestaltete Buch entspringt einem Seminar für Lehramtsstudierende, dessen Teilnehmer die acht Hauptkapitel in verschiedener Form verfaßt haben. Von Kapitel 2 abgesehen (Tetzel hat seinen Ablass nie in der Wittenberger Schlosskirche verkaufen dürfen), entspricht der Inhalt aufs Ganze gesehen der geschichtlichen Wirklichkeit, ohne heiklen Fragen (Die Auseinandersetzung mit den Täufern Kap. 6; Luther und die Juden Kap. 7) auszuweichen. In Kap. 8 gibt ein „Brief“ Katharina Luthers eine gelungene Zusammenfassung von dem, was man als Teenager von der Reformation und vom evangelischen Glauben wissen muß.

Ob die Rahmengeschichte mit dem mürrischen Urgroßvater und Bücherwurm und dessen lieber Haushälterin dazu beiträgt, das Interesse von Jugendlichen für das Buch zu wecken, ist für einen Rezensenten aus Frankreich schwer zu beurteilen.

Albert Greiner

Bucer zwischen Luther und Zwingli. Hg. von Matthieu Arnold und Berndt Hamm, Tübingen: Mohr Siebeck 2003, VIII, 167 S. – ISBN 3-16-147763-4 (Spätmittelalter und Reformation, Neue Reihe, 23).

Das Buch ist „Frucht eines ebenso inspirierenden wie erfreulichen deutsch-französischen Zusammenwirkens“ seitens der aus Straßburg und Erlangen stammenden Editoren der Korrespondenz Bucers. In acht Beiträgen wird die Theologie des

Straßburger Reformators interpretiert. Diese Interpretation ist freilich recht unkritisch; das zeigt sich schon daran, daß erneut darauf hingewiesen wird, in Marburg habe man sich 1529 „über 15 Punkte (sic!) einigen“ können, „aber nicht über die Auffassung des Abendmahls“. Der „andere Geist“ der Oberdeutschen und Schweizer wird jedoch nicht benannt. Dieser zeigt sich auch darin, daß Bucer in seiner Theologie „der Verwirklichung der Pflichten der Liebe einen höheren Stellenwert als den dogmatischen Wahrheiten“ einräumte. Das gilt gerade auch für seine Abendmahlslehre, die im Mittelpunkt des Sammelwerkes steht. Für ihn handelte es sich lediglich um „Worte“, um die man sich stritt, nicht um die Sache: „Er war vom Unionsgedanken beseelt“, die Einheit ging ihm über alles. Wichtiger als die „leibliche Realpräsenz Christi“, die er wie Zwingli ablehnt, ist für ihn die „Frage nach der Tragfähigkeit christlicher communio“. Er hält Christus „ipse“ im Abendmahl durch den Hl. Geist für gegenwärtig „non tantum Deus, sed tantum homo“. Er spiritualisiert also das Sakrament. Daß er dabei seiner Zeit weit voraus war und sich auf der Erkenntnisebene bewegte, die im 20. Jahrhundert tragend wurde, ist eine sehr einseitige Behauptung. Andererseits wird deutlich, wie sehr sich Bucer von der via moderna (Biel) löst und dem Einfluß der via antiqua (Thomas von Aquin) verhaftet bleibt.

Weitere Themen sind Bucers und Luthers Schau des Augsburger Reichstages 1530, seine Haltung im Bilderstreit, seine Haltung in den Religionsgesprächen 1540/41 und „Bucers Porträt in Luthers Tischreden“. Insgesamt wird erstaunlich deutlich, wie nahe Bucer Zwingli steht und wie groß sein Abstand zu Luther ist. Das gilt vor allem im Hinblick auf die Frage nach dem rechten Verhältnis von Gesetz und Evangelium. Er will nichts wissen von einer „christlichen Freiheit“ bei äußerlichen Dingen: „Und ist nichts, das man sagen

wil, die Bilder seien der Leyen Bibel“. Andererseits ist er den Altgläubigen „fast bis zur Selbstaufgabe entgegen(ge)kommen“, so daß Contarini meinte, er sei für die römische Kirche zurückgewonnen.

Karl-Hermann Kandler

Rudolf Hermann–Erich Seeberg. Briefwechsel 1920–1945. Hg. von Arnold Wiebel, Frankfurt am Main: Peter Lang 2003, 431 S. – ISBN 3-631-50726-7 (Greifswalder theologische Forschungen Bd. 7).

Hermann (1887–1962) und Seeberg (1888–1945) lernten sich 1919 in Breslau kennen und schätzen. Während Seeberg rasch Karriere machte (1920 ordentlicher Professor in Königsberg), erhielt Hermann erst 1926 einen Ruf nach Greifswald. Dafür hatte sich offenbar sein Freund Seeberg eingesetzt, der in das preußische Kultusministerium hinein gute Beziehungen hatte. Hermann dankte ihm dies auch in den Jahren, in denen ihre politischen Meinungen erheblich divergierten. Hermann wurde Pate eines Sohnes Seebergs und Frau Hermann Patin einer Seebergschen Tochter. Die persönlichen und beruflichen Kontakte blieben und nahmen sogar gegen Ende des Zweiten Weltkrieges zu. Hermann hielt seinem Freund die Trauerrede im März 1945, nachdem er nur mit größter Mühe die Entfernung von Greifswald nach Ahrenshoop hatte überwinden können. 1948 wies er zu Seebergs 60. Geburtstag auf den Verstorbenen hin in einer Zeit, in der dieser sonst weitgehend einer *damnatio memoriae* anheimgefallen war.

Der Briefwechsel gewährt sehr persönliche Einblicke in beider Denken und Leben. So meinte Seeberg 1921, in Königsberg sei „unter den Theologen ... buchstäblich keiner, von dem ich etwas habe“. Er nutzte dann auch die Gelegenheit, 1924

nach Breslau zurückzukehren, wo beide zwei Jahre lang trotz unterschiedlicher Positionen an der Fakultät gut miteinander auskamen. Über Martin Luther und auch über philosophische Fragen tauschten sie sich aus. Obwohl sie offenbar sehr unterschiedlichen Temperaments waren – Seeberg stets zu neuen Kontakten geneigt, Hermann dagegen zurückhaltend –, bewährte sich ihre Freundschaft.

1933 informierten sie sich gegenseitig über die neue kirchliche und universitäre Situation. Während Hermann meinte, die Deutschen Christen seien als eine Gruppe in der Kirche wichtig, jedoch ihr „Herrschafts- und Absolutheitsanspruch“ wirke „kirchentrennend“, schrieb Seeberg am 10. April 1933: „Hier [bei den Deutschen Christen] fehlt jegliche Theologie.“ Dann trete er „schon eher in die NSDAP“ ein, was er auch tat. Er berichtete von der Rettung der jüdischen Professoren der Berliner Universität, an der er seit 1927 arbeitete. Aber nicht durch den Widerstand der Universität war diese Rettung möglich, sondern weil die Betroffenen als „Frontsoldaten“ oder als bereits seit 1914 dort Lehrende nicht entlassen wurden. Im Mai 1933 schrieb Seeberg: „wenn man, weil man ein Rolle im Neuen spielen möchte, gegen das Alte mitwettert und unwahrhaftig dabei wird, so wundere ich mich nicht, wenn die Hochschulen umfallen wie Kartenhäuser“. Seine eigene Lage sah er in dieser Zeit „als bedroht an“. Einen Monat später lobte er die Mitglieder des Berliner Evangelischen Oberkirchenrats, die „mit Ehren abgegangen“ seien. Aber zugleich kritisierte er heillosig: „Was gefehlt hat, ... ist der offene Widerstand. Es hätte sofort die alte Kirchenregierung als die legale ... sich etablieren müssen Das ... ist nicht geschehen, und damit ist ... der entscheidende Zeitpunkt für den Widerstand versäumt. Auch an eine freie Kirche glaube ich nicht mehr.“ Seeberg erwog, sich in den Elfenbeinturm der Wissenschaft zurückzuziehen. Aber das